

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 97.

Berlin, Montag den 14. August

1843.

Rußland.

Cottrell's Reise nach Sibirien.

Unter dem Titel: „Recollections of Siberia in the years 1840 and 1841“ erschienen vor kurzem die Bemerkungen eines jungen Engländers, Herrn Cottrell, auf einem Ausflug nach Orenburg und Sibirien, welche viele Aufmerksamkeit erregt haben. Unter dem Namen Sibirien stellt man sich gewöhnlich ein Land vor, dessen öde Einförmigkeit durch nichts belebt wird und wo die Natur, in eisigen Banden gefesselt, einem todtenähnlichen Schlaf unterliegt. So wie jedoch früher schon Lessays und Dobell, vorzüglich aber Erman, in ihren Reisetagebüchern an den Tag legten, daß es dem Auge scharfsinniger Beobachter nicht unmöglich sey, selbst in der Monotonie jener unermeßlichen Schneewüsten bemerkenswerthe Punkte zu entdecken und ihnen ein allgemeines Interesse zu verleihen, ist auch Cottrell durch die großartigen Natur-Schönheiten dieser verrufenen Regionen und die ihm dort zu Theil gewordene Gastfreundschaft mit einem Enthusiasmus für dieselben erfüllt worden, der seinen Landsleuten eben so neu als unerwartet zu seyn scheint.

Die Schilderung, die er von seiner Reise entwirft, ist indessen nicht sehr einladend, da sie im Herbst und mithin zu einer Zeit stattfand, wo der Schnee noch nicht festgefroren war. „Dieses“, schreibt er, „war unsere erste Reise mit Schlitten, und selbst auf diese Art war das Fahren schwierig genug; auf Rädern wäre es unmöglich gewesen. Der Weg war äußerst gebirgig und führte oft eine Strecke von 8—10 Werste lang durch Wälder, wo sich der Schnee bis zur Höhe von mehreren Fuß aufgetürmt hatte. Durch diesen waren wir genöthigt, uns einen Weg zu bahnen, da er noch nicht hart genug war, um den Pferdehufen Widerstand zu leisten. Im schnellen Hinabfahren wurden wir unaufhörlich umgeworfen, und drei Pferde hatten die größte Mühe, den leichten Schlitten die steilen Schneehügel hinaufzuschleppen, wo der Boden beständig unter ihren Füßen wich. Am folgenden Tage hielten wir Kriegsrath und beschloßen, nach der 280 Werste (40 Deutsche Meilen) entfernten Stadt Barnaul auf Rädern zu fahren, da man uns die Straße als gut schilderte und versicherte, daß wir nicht viel Schnee finden würden, indem die ganze Strecke eine vollkommene Fläche bilde. Wir ließen also unseren Wagen mit starken eisernen Schäften versehen, die an beiden Seiten angebracht wurden, um im Nothfall den Schnee aus dem Wege räumen zu können, und machten uns dann nach Barnaul auf. So beschwerlich unsere Reise bis dahin gewesen war, hatten wir noch immer nicht das Maximum erreicht, und es war augenscheinlich, daß die Wege sich von Tag zu Tage verschlimmern müßten, bis der Schnee in eine feste Masse verwandelt würde, was in Gegenden, wo so wenig Verkehr stattfindet, einige Zeit erfordert. Wir hatten während der ganzen Reise meistens 10—12 Pferde vorgespannt, ohne im Durchschnitt über fünf Werste die Stunde zurückzulegen.

„Nach der ersten Station traten wir aus den Gebirgen in die Steppe, wo wir von einem Schneegestöber mit heftigem Wind begrüßt wurden; dieser ging fast in einen sogenannten Buran (Wirbelwind, von burja der Sturm) über, der, von starkem Schnee begleitet, den Reisenden oft verderblich ist. . . . Wird man im Walde von einem Buran überfallen, so ist er weniger zu fürchten, weil man sich dort nicht verirren kann und nur Gefahr läuft, unter dem Schnee begraben zu werden; in den offenen Steppen aber mischt sich der fallende mit dem von der Erde aufgewirbelten Schnee, wodurch die Luft so verfinstert wird, daß man bei hellem Tage nicht vor sich sehen kann und nicht weiß, ob man zur rechten oder zur linken Hand abweicht. Auf diese Art ereignen sich öftere Unglücksfälle; Equipagen werden in Abgründe hinuntergestürzt, und Menschen und Thiere erfrieren im dichten Schnee, der sich natürlicher Weise um die einzigen Gegenstände sammelt, an denen er im Umkreise vieler Meilen einen Anhaltspunkt findet.“

Einige Abwechslung gewährt eine Fahrt über den gefrorenen Baikal, von der wir folgende Schilderung lesen: „Auf dem Eise fährt es sich rasch und angenehm; an der Stelle, wo wir den See passirten, ist er nicht über 60 Werste (9 Meilen) breit, welche Entfernung man zuweilen in zwei und einer halben Stunde zurücklegt (?), und die Berge, die ihn umgeben, bieten einen imposanten und erhabenen Anblick dar. In dem Eise befinden sich mitunter kleine Oeffnungen, die vorzüglich im Frühjahr, wenn sich der Zeitpunkt seiner Auflösung nähert, den unerfahrenen Reisenden gefährlich seyn müssen; da aber Fuhrleute und Pferde daran gewöhnt sind, so ist in der That keine Gefahr vorhanden. Ist die Spalte nur schmal, so springen die Pferde dar-

über hinweg, ohne sich aufzuhalten; ist sie breit, so wird in aller Schnelligkeit eine Brücke aus Brethern darüber gelegt, die man eigens zu diesem Zweck mit sich führt. Wenn die Oeffnung so weit ist, daß auch dieses nicht hinreicht, so werden große Eisblöcke von den Männern abgehauen; der Fuhrmann springt mit Hülfe einer Stange über die Kluft und fügt die Blöcke auf der anderen Seite mit ähnlichen zusammen, woraus eine Brücke entsteht, über welche man zuerst die Pferde treibt und dann den Wagen an Stricken nachzieht. Es fällt nicht selten vor, daß ein Pferd in vollem Lauf plötzlich an einer Stelle einsinkt, wo das Eis, statt sich zu zerpalten, weich und porös geworden ist; in einem solchen Falle springt der Fuhrmann dem Thiere mit der größten Behendigkeit auf den Rücken, bindet es im Ru von dem Schlitten los und zieht es mit aller Kraft empor, ehe es Zeit hat, sich durch sein Sträuben noch tiefer in den Eissumpf hinein zu arbeiten. Um ihm den Athem zu benehmen und somit am Auschlagen zu verhindern, wirft er ihm eine Schlinge um den Hals und zieht diese so straff an, daß es ihm kaum noch möglich ist, nach Luft zu schnappen. Nachdem der Fuhrmann sein Pferd auf diese Weise herausgezogen, spannt er es mit Blitzesschnelle wieder in den Schlitten, und die ganze Operation nimmt nicht mehr Zeit ein, als ich nöthig habe, sie zu erzählen.“

Die Gastfreundschaft der Sibirier ist bekannt und läßt sich zum Theil aus dem billigen Preise der meisten Lebensmittel erklären. In Orenburg ist Hammelfleisch so wohlfeil, daß die höheren Klassen es unter ihrer Würde halten, davon zu genießen. Ein ganzes Schaf wird für etwa 10 Silbergroschen verkauft. Von einem früheren Reisenden wird eines Fuhrmanns gedacht, der gegen die Vergütung von 1 $\frac{1}{2}$ Silbergroschen per Tag für sich und sein Pferd, die ihm anvertrauten Waaren nach einer Entfernung von 200 D. Meilen transportirte. Die Sibirische Gastfreundschaft beschränkt sich nicht darauf, die zur Befriedigung des Hungers nöthigen Lebensmittel fast umsonst herzustellen; sie trifft auch besondere Maßregeln, den etwa fehlenden Appetit hervorzubringen. „Um die Verdauung unseres Frühstücks zu befördern“, — erzählt Cottrell, — „mußten wir uns einer Ceremonie unterwerfen, die uns kein geringes Erstaunen eingeköstet haben würde, wenn wir nicht schon früher bei einem in der Gegend von Dranienbaum wohnenden Bekannten, in der Gesellschaft unseres unvergeßlichen Freundes, des Fürsten Butera, einen Vorgeschmack davon erhalten hätten. Zwölf Mann Soldaten stellten sich einander gegenüber in zwei Reihen auf, nahmen den Gast in die Arme und warfen ihn in die Höhe, worauf sie ihn mit den Händen auffingen und so schnell wie möglich wieder empor warfen. Diese Operation wird mit vieler Geschicklichkeit vollzogen; wenn der Patient seine Sache versteht, so schließt er die Arme dicht an den Leib und hält die Beine steif ausgestreckt, in welchem Fall er keine weitere Unbequemlichkeit empfindet. Es ist gerade so, als wenn man von einer Decke in die Luft geschleudert würde (tossed in a blanket). Die Leute singen unterdessen einige von ihren lieblichen, obwohl monotonen National-Liedern, denen die Weichheit der Sprache eine Harmonie verleiht, die sie an sich nicht besitzen.“

Die Handelsverbindungen mit China und Mittel-Asien sind für Sibirien zu wichtig, um in einem Reisebericht über dieses Land unberührt zu bleiben. Die erste unmittelbare Kunde von dem „Reich der Mitte“ erhielten die Russen in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts (1567—70) durch zwei Kosaken, Petrov und Jatsyschew, die bis nach Peking vordrangen und bei ihrer Rückkunft dem Zaren Iwan Wassiljewitsch eine genaue Beschreibung aller Länder von dem Baikal bis zum Meer von Korea, und sogar von Tibet, Turkestan, der Bucharei und Kaschggar vorlegten. *) Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts eroberte eine Handvoll Kosaken und Promyschleniks, unter der Anführung des kühnen Hauptmanns Chabarow, das Land an dem Amur oder Jamur, erbaute die Festung Albazin und belegte die Einwohner mit einem Tribut (jasak) an Pelzwerk. Nach mehreren erfolglosen Versuchen gelang es jedoch dem Chinesischen Kaiser Kang-hi, die Eindringlinge (1683) zu überwältigen. „Ein mächtiges Heer von 10,000 Mann wurde, mit Kanonen und Belagerungs-Material versehen, den Amur hinunter geschickt, um das kleine, nur von 500 Mann vertheidigte Fort regelmäßig zu belagern. Nach einem Widerstande von mehreren Monaten nöthigte Hunger und Krankheit die heldenmüthige Besatzung zur Capitulation. Die Gefangenen wurden größtentheils nach Peking gebracht, wo ihre Nachkommen noch heutzutage ein eigenes Quartier bewohnen und ihre Religion beibehalten haben, was der Russischen Regierung zum Vorwand diente, ein geistliches Kollegium in der Chinesischen Hauptstadt

*) Siehe Karamsin's Russ. Geschichte, IX, 374 (im Original).

zu gründen, dessen Mitglieder alle zehn Jahre gewechselt werden*). Wie man sagt, befanden sich unter den Verteidigern von Albasin mehrere Schotten, die sich damals, wie jetzt die Schweizer, als Mietlinge in fremde Dienste und unter anderen nach Rußland zu begeben pflegten, wo die Zaren viele Jahre hindurch eine Schottische Leibwache unterhielten.“

Nach einiger Zeit schlossen beide Mächte (im J. 1728) eine Uebereinkunft, durch welche die beiderseitigen Gränzen bestimmt und die Schifffahrt auf dem Amur den Chinesen überlassen wurde: früher oder später werden sich indessen die Russen dieser Gegenden ohne Zweifel wieder bemächtigen. „Der Tag“, schreibt Herr Cottrell, „ist vielleicht nicht mehr fern, wo sie sich dort von neuem festsetzen werden. Der Boden ist fruchtbar, das Klima gemäßiget und das Land durch eine Kette hoher Berge gegen die Nordwinde geschützt. Die Felder der ehemaligen Besizer von Albasin bringen noch immer Getraide hervor, das, wie uns ein Augenzeuge mittheilte, aus den Saaten entsteht, die alljährlich von den Lehren abfallen. . . . Die relative Lage Rußlands und China's hat sich seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts merklich verändert, wo ersteres von letzterem bei jeder Gelegenheit als eine untergeordnete Macht behandelt wurde. Die Lehren, die wir den Chinesen zu Tschusan und Canton gegeben haben, werden für die Russen nicht weggeworfen seyn. Den Russischen Beamten, mit denen ich mich über unsere dortige Expedition unterhielt, schien es sehr zu behagen, daß wir den „Bruder der Sonne und des Mondes“ zur Vernunft bringen wollten, und ich glaubte hierin eine arrièrepensée zu bemerken. Manche Leute sind der Meinung, daß England und Rußland einst die Welt beherrschen werden. Wer weiß? Aber wir kommen von unserem Thema ab und müssen nach Sibirien zurückkehren.“

Von der Chinesischen Faktorei an der Russischen Gränze haben wir folgende Beschreibung: „Maimatschin ist ein kleines, quadratförmiges Dorf, dessen beide Hauptstraßen sich in rechten Winkeln durchschneiden und vier Thore, eines an jedem Ende, haben, die nach den vier Himmelsgegenden blicken. Ein Palissaden-Wall, der es umgiebt, bildet die einzige Befestigung. Die Straßen sind äußerst eng und schlecht gepflastert, so daß, wie in Kasira, zwei Kameele sich kaum neben einander durchdrängen können; die Häuser sind aber weit niedriger als dort. Sie sind alle sehr klein, nur ein Stock hoch und von Holz erbaut, woraus auch meistens das Dach besteht, indem nur geringere Leute statt dessen ihre Häuser mit Rasen bedecken: sie haben kein Fenster gegen die Straße zu und bestehen aus zwei kleinen Stuben, wovon die eine als Baarenlager, die andere als Wohnzimmer dient. Auf der anderen Seite befinden sich Fenster von geöltem Papier, mit verschiedenen Devisen bemalt: bisweilen sind sie auch aus Marienglas verfertigt. Im Allgemeinen herrscht große Reinlichkeit, und das Hausgeräthe ist nicht selten von trefflicher Qualität. Die Zimmer werden, wie in Rußland, mit Defen geheizt, was bei der zuweilen hier eintretenden Kälte nothwendig ist, aber dessenungeachtet werden sie nie recht durchgewärmt. Die mannigfaltigen zum Verkauf ausgebotenen Artikel werden in den Läden mit vielem Gepränge aufgestellt, und die Kaufleute höheren Ranges packen ihr Bettzeug und Hausgeräth mit der größten Sorgfalt in dem zum Gesellschaftszimmer, Speisesaal und Schlafgemach dienenden Lokale weg. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 1500, alle männlichen Geschlechts, da keine Chinesinnen hierher kommen dürfen: von Weibern sieht man nur einige wenige, zu den unteren Ständen gehörige Mongolinnen.“

Während seines Aufenthalts in Drenburg erfuhr unser Verfasser einige interessante Details über die Expedition des Generals Perowskij nach Chiwa, die zu ihrer Zeit so viel Aufsehen erregte und als ein Seitenstück zu dem Zuge der Engländer nach Afghanistan betrachtet wurde. „Die Entfernung von Drenburg nach Chiwa beträgt ungefähr sechshundert (Engl.) Meilen, und der Weg geht durch Steppen, deren Bewohner, die Turkmanen, mit Rußland in Feindschaft leben. Die Schwierigkeit, hinlängliches Trinkwasser aufzufinden, ist so groß, daß man den Winter als die zur Ausführung einer solchen Expedition am wenigsten ungünstige Jahreszeit erwählte. Man vernachlässigte keine Vorsichtsmaßregel und scheute keine Kosten, um alles Nöthige herbeizuschaffen, und obgleich die Entfernung unbedeutend ist, war der Kaiser doch von den zu überwindenden Schwierigkeiten so sehr überzeugt, daß er den Herzog von Wellington nach beendigtem Feldzug um seine Meinung befragen ließ, ob man diesen auch gehörig geleitet habe? Ungeachtet der Herzog nie in einem Lande gewesen war, das genau zu der ihm gemachten Beschreibung paßte, hatte doch dessen Erfahrung im Hindischen Kriege ihn die schwer zu überwältigenden Hindernisse kennen gelehrt, die sich einer solchen Unternehmung entgegenstellen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, ein so genaues Urtheil über dieselbe zu fällen, daß er in seiner Antwort an den Kaiser versicherte: die Expedition sey nur aus solchen Ursachen misslungen, die sich nicht voraussehen ließen und denen vorzubeugen nicht in seiner Macht stand.

„Die Zahl der zu dieser Unternehmung verwendeten Truppen ist von dem Commerce und anderen Französischen Blättern sehr übertrieben worden: sie waren indessen mehr als hinreichend, jeden ihnen entgegengestellten Widerstand zu besiegen. Zwölftausend Kameele waren zur Fortschaffung der Bagage und des Materials bestimmt, und als der Schnee immer tiefer wurde, kamen diese unglücklichen, geduldigen Thiere aus Mangel an Futter um, indem sie mit den Füßen nicht so weit hinunter scharren konnten, um das zu ihrer Nahrung unentbehrliche Gras aus dem gefrorenen Erdreich hervorzugraben. Der Zug brach jeden Morgen um sieben auf, und da die Tage sehr kurz waren, machte er gewöhnlich um zwei Uhr Halt, obgleich er in dieser Zeit oft nicht mehr als

zwei Berst zurückgelegt hatte. Man brachte so lange damit zu, den Boden vom Schnee zu reinigen und Jelte aufzuschlagen, daß der General, der selbst nicht eher sein Mittagsmahl einnahm, bis er Alles selbst geordnet hatte, dieses zuweilen erst um Mitternacht genießen konnte. Es herrschte unterdessen eine grimmige Kälte, die bis zu dem Grade stieg, daß eine Flasche Whiskey, die am Bette des Generals hing, oft gefror. Als sich dies zum ersten Mal zu trug, beschuldigte er seinen Diener, den Whiskey ausgegossen zu haben, da er die Flasche leer glaubte. Das Stöhnen der Kameele wird als höchst kläglich geschildert, sie kamen eines nach dem anderen um, so daß kaum hundert nach Drenburg zurückkehrten.

„Die Expedition war fünf bis sechs Monate abwesend, ohne viel weiter als jenseits des Flusses Emba vorzubringen, welcher nominell die Russische Gränze bildet, so daß man im Ganzen nicht über ein Drittel des Weges nach Chiwa zurücklegte. Während der ganzen Zeit erblickte man nur einmal den Feind: einige Salven genügten, um ihn in die Flucht zu jagen, wobei nicht mehr als zwei Mann getödtet wurden. Obgleich die Russen alle Kameele einbüßten, verloren sie kein halbes Duzend Menschen oder Pferde, und wir hörten einen Kosaken-General die Behauptung aussprechen: wenn man Kosaken-Pferde statt Kameele genommen hätte, würde die Armee möglicherweise Chiwa erreicht haben.

„Der Chef der Expedition war der General Perowskij, Gouverneur von Drenburg, einer Provinz, die an Umfang ganz Frankreich übertrifft und deren Verwaltung einen äußerst thätigen Mann und hellen Kopf erfordert. Wir machten seine Bekanntschaft im Sommer 1840, bei den Revüen in Kasanoje Seló; er ist ein Mann von etwa 45 Jahren, der viele Feldzüge mitgemacht hat und von dem im Allgemeinen nur Gutes gesprochen wird. Als das Mißlingen des Feldzuges in Petersburg bekannt wurde und der General dort anlangte, um seinen Bericht darüber abzulassen, glaubte man allgemein, daß er in Unnade fallen würde. Dies war jedoch so wenig der Fall, daß uns der interimistische Gouverneur von Drenburg, General Kossowski, erzählte, er habe den Brief des Herzogs von Wellington an den Kaiser gesehen, den letzterer dem General Perowskij bei seiner Rückkehr mit der Bemerkung zugesandt hatte, daß der Inhalt ihm zur größten Ehre gereiche, indem das Unternehmen nur durch Hindernisse mißglückt sey, welche nach der Meinung des Herzogs unübersteiglich waren. „Der General“, fügte dieser hinzu, „habe Alles gethan, was ein braver Mann und geschickter Feldherr unter solchen Umständen bewirken konnte — er habe seine Armee gerettet.“ Wir wissen, daß eine solche Meinung von einer solchen Autorität das größte Gewicht in Petersburg hatte und von der Person, die am meisten dabei theilhaftig war, mit gehörigem Dank aufgenommen wurde. Der General Molostruov, ein Offizier, der den größten Theil seines Lebens außerhalb Rußlands als Adjutant des Herzogs von Würtemberg verlebte hatte, war um diese Zeit aus Deutschland zurückgekehrt, um sich der Expedition als Bosontair anzuschließen. Während unseres Aufenthalts in Drenburg speisten wir mit ihm tête-à-tête und gingen mehrere Male zusammen auf die Jagd, und von ihm haben wir die oben mitgetheilten Details erfahren.“

England.

Die Kirche in Irland.

(Schluß.)

Nicht bloß die Gerechtigkeit, sondern des Landes eignes Interesse rath der Englischen Regierung, sich mit Irland zu versöhnen. Wenn sich die Geistlichkeit in Irland gegen den Staat auflehnte, so hat dies seinen Grund nur in der Stellung, welche der Staat selbst ihr angewiesen hat, nicht in ihrem Prinzip. Die katholische Religion ist ihrem Wesen nach konservativ; ihre Vertreter in Irland fordern nichts, als eine der Gerechtigkeit und Menschlichkeit angemessene Lage, und sie werden bereit seyn, das Wohl des Staates mit allen ihren Kräften zu befördern. Hierbei drängt sich die wichtige Frage auf, ob die katholische Geistlichkeit vom Staate soll besoldet werden. Man hat dies bereits mehrfach beantragt, doch man ist stets auf Hindernisse gestoßen, welche unübersteiglich schienen. Die anglikanische Kirche, so behaupten die Ultra-Tories, ist in ihrer Würde als Staatskirche verletzt, sobald ein anderer Kultus neben ihr als rechtmäßig anerkannt oder nur geduldet wird; der König kann als Haupt der Kirche und des Staates nicht die Unterthanen, welche politisch einander gleich stehen, religiös in ganz verschiedene Klassen sich theilen lassen. Doch diese Behauptungen der Tories besagen nur, daß sie eine Gleichstellung der Katholiken nicht wollen, nicht, daß diese an sich dem Prinzip des Staates entgegen, somit unausführbar sey. Nicht bloß die presbyterianische Kirche besteht, wie schon oben bemerkt ist, als Staatsreligion im vereinigten Großbritannien neben der anglikanischen; sondern der Katholizismus selbst wird seit vielen Jahren vom Staate unterstützt. Das Seminar von Maynooth nämlich wurde 1793 von der protestantischen Regierung zur Ausbildung katholischer Geistlichen gegründet und besteht noch jetzt durch einen Zuschuß, welchen das Unterhaus alljährlich für dasselbe votirt. Schon Pitt hatte den Plan entworfen, die katholische Kirche von Seiten des Staates anzuerkennen und ihre Priester zu besolden. Die Bischöfe hatten eingewilligt und der Papst hatte seine Zustimmung gegeben, doch König Georg III. wies den Plan entschieden von sich, und dies veranlaßte Pitt, sich zurückzuziehen. Jetzt ist es vielleicht überhaupt zu spät, diesen Plan auszuführen. Jetzt weigert sich die katholische Geistlichkeit selbst, eine Besoldung vom Staate anzunehmen. Sie hat sich seit einem Vierteljahrhun-

*) Vorsteher dieser Mission war eine Zeit lang (von 1808 — 1821) der bekannte ausgezeichnete Sinolog, Vater Jostph Bischoff.

vert eine politische Stellung geschaffen, die sie nicht wieder aufgeben will. Daß sie alle Bedrückungen, alle Leiden des Volkes theilte, darauf beruht ihr Ansehen und ihre Macht. Der Tag, an dem die Last des Gesetzes ihr, doch nicht dem Volke zugleich, abgenommen würde, der Tag würde sie von ihrer Höhe stürzen. Ein Priester, der von Sassen bezahlt wird, ist kein Priester der Irischen Nation. Als im Jahre 1837 die Befoldung der Priester in Frage gestellt wurde, erklärten die katholischen Bischöfe einstimmig, sie seyen entschlossen, nur vom Volke abzuhängen. Diese Erklärung wurde mehrere Male wiederholt; doch hier würde ein Durchgreifen des Staates wohl mehr wirken, und man fände es gerechter. Die Abhängigkeit der katholischen Priesterschaft vom Staate würde die Stellung der anglikanischen natürlich in keiner Weise verändern; der katholische Irländer bliebe immer genöthigt, zwei Kirchen zu unterhalten; doch sobald sich der Zehnte, den er jetzt seinen Priestern giebt, in eine Steuer verwandelte, sähen die Irländer in ihren Priestern nicht mehr ihre halb göttlichen Beschützer, und würden dadurch enger an den Staat geknüpft.

So lange die Kirche der Minorität in Irland die privilegierte ist, lassen sich die Zustände des Landes nicht regeln. Alle andere Beben, die auf dem Volke lasten, werden nur von Zeit zu Zeit fühlbar, doch das der Kirchen ist ein ewig glühender Schmerz, der durch tausend Erinnerungen stets wach erhalten wird; so oft der Irländer die Glocke seines Dorfes hört, so oft er auf dem Acker eine Scholle seines Bodens umwendet, so oft wird er an all die Leiden gemahnt, die er erdulden muß, die seine Väter erduldet haben, und die seine Enkel erdulden werden.

Um das Widernatürliche in der Stellung der katholischen Kirche noch mehr heraustreten zu lassen, fügen wir noch folgende Angaben hinzu. Es bestehen in Irland vier Kulte: der katholische, der anglikanische, der presbyterianische und der methodistische oder der von Wesley begründete. Der anglikanische wird etwa durch 700,000, der presbyterianische mit dem methodistischen zusammen etwa durch eben so viele, der katholische durch sieben Millionen Irländer vertreten. Der presbyterianische Kult erhält eine Unterstützung vom Staate, die ihm durch das „donum regium“ bestimmt ist; der katholische und methodistische werden vom Volke selbst unterhalten; Folgendes aber ist die gegenwärtige Beschaffenheit der anglikanischen Kirche: Irland ist in vier Kirchen-Provinzen, in die von Armagh, Dublin, Cashel und Tuam, und in 32 Diözesen getheilt. Die Priesterschaft besteht aus vier Erzbischöfen, 18 Bischöfen, 326 Dechanten, Canonics u. s. w., 1333 Pfarrern und 753 Vikaren. Die Einkünfte dieser Kirche betragen über 5 Millionen Thaler, und diese werden allein zur Befoldung der Priester verwendet, denn für alle Kirchenbauten werden besondere Sammlungen veranstaltet. Der Gehalt eines Bischofs beträgt daher z. B. durchschnittlich 50,000 Thaler, doch giebt es Bischöfe, welche 80,000 und selbst 100,000 beziehen. Diese 5 Millionen Thaler also muß das Volk zusammenbringen, um die Kirche von 700,000 aus seiner Mitte zu erhalten; und von diesen 700,000 befinden sich 400,000 allein in der Provinz Armagh, in welcher der Protestantismus sich bisher noch am meisten verbreitet hat. Es giebt Kirchspiele, welche 1500 Katholiken und keinen einzigen Protestanten, andere, welche 3450 Katholiken und 15 Protestanten, andere, welche 5393 Katholiken und 12 Protestanten zählen. Diese Angaben sind aus Reden genommen, die im Unterhause gehalten worden sind. Die protestantischen Geistlichen aber sehen es in der Regel als einen Vortheil an, daß sie eine so kleine Gemeinde haben, weil sie nun ihre reichen Einkünfte in um so schönerer Ruhe verzehren können; und diese Ruhe wächst mit jedem Jahre, indem die Zahl der Protestanten in Irland dauernd abnimmt; vor zweihundert Jahren verhielten sie sich zu den Katholiken wie 1 zu 3, gegenwärtig verhalten sich zu ihnen nur noch wie 1 zu 10.

Die anglikanische Kirche in Irland ist somit nur als ein Zweig der in England zu betrachten, welcher nur dem unterworfenen Volke die Oberhoheit der Sieger im Gedächtnis zu erhalten bestimmt ist; vielleicht auch fürchtet man, daß das Fortbestehen der anglikanischen Kirche in England selbst gefährdet sey, wenn man sie in Irland aufgäbe. Doch wird die Würde der anglikanischen Kirche nicht dadurch verletzt, daß man sie mit aller Macht, die dem Staate zu Gebote steht, einem anderen Volke aufzuringeln will? muß ihre innere Kraft nicht dadurch sehr zweifelhaft erscheinen, daß dieses Volk, das unterworfen, von vielfachem Unglück gebeugte Volk, sie sich nicht aufbringen läßt?

Dies gestehen die eifrigsten Protestanten in England ein, und sie bringen darum selbst auf eine durchgreifende Reform der Irischen Kirche. Schon vor einigen Jahren trug Lord John Russell darauf an, die Gehalte der protestantischen Geistlichen in Irland zu beschränken, und die hierdurch ersparte, sehr bedeutende Summe auf Verbesserung der Volksschulen zu verwenden; hätte das Parlament diesen Vorschlag angenommen, so würde dieser gerechte und versöhnliche Schritt zur Erhaltung des Friedens mit Irland sicher viel beigetragen haben. Was die Whigs nicht vermocht haben, werden die Tories durchsetzen können; und ungeachtet des Einspruchs der Minister scheint diese Lösung des Knotens gegenwärtig die einzig mögliche.

Ein Haupthinderniß bei der Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Irland will man ferner darin sehen, daß die Güter und Rechte der anglikanischen Kirche unveräußerlich seyen, daß sie der Staat so wenig wie Privat-Güter und Rechte willkürlich dem einen Besitzer entziehen und dem anderen übertragen könne. Doch das Eigenthum der Kirche ist nicht wie das der Unterthanen ein ursprüngliches, oder durch eigenes Verdienst der Besitzer erworbenes oder gegen andere Besitzthümer eingetausches, sondern es ist durch das Gesetz der Kirche zugesprochen worden, es kann ihr somit durch das Gesetz entzogen werden. Was die Legate angeht, so sucht man zwar den Willen des Legiren-

den, so weit es möglich ist, aufrecht zu erhalten, wenn sich jedoch die Zeitverhältnisse vollkommen ändern, so hat der Staat das Recht, auch über dergleichen Stiftungen den Zeitbedürfnissen gemäß zu verfügen, weil anzunehmen ist, daß der Stifter selbst, wenn er lebte, jetzt anders über sie verfügen würde. Der Englische Staat hat in diesem Falle um so mehr dies Recht, weil die protestantischen Kirchengüter ursprünglich katholische waren und nur durch dasselbe Verfahren, zu dem sich der Staat jetzt nicht berechtigt glaubt, der anglikanischen Kirche überwiesen worden sind.

Schließlich muß man eingestehen, daß es nur eine vorübergehende Beschwich-tigung der Gemüther seyn würde, wenn das Englische Parlament daren willigte, daß ein Theil des Einkommens der protestantischen Kirche zur Unter-richtung des Volkes ohne Rücksicht auf Religion verwendet würde. Der Katholizismus, wir müssen es stets wiederholen, muß vom Staate als gleichbe-rechtigt mit dem Protestantismus anerkannt werden; und wenn der Staat ihm diese Anerkennung versagt, so wird das Irländische Volk sie früher oder später erzwingen. Die Kirchengüter werden vom Staate eingezogen und da-für die Gehalte der Priester aus dem Staatsschatze gezahlt werden. Diese Veränderung wird zuerst in Irland eintreten und später wohl auch in Eng-land; obgleich in England die protestantische Kirche mit Recht die Staats-kirche ist, da sich zu ihr die entschiedene Majorität der Bevölkerung bekennt. Alle Bewegungen in Irland führen auf ein doppeltes Unheil zurück, auf das Verhältniß der großen Grundbesitzer zu ihren Untergebenen und auf die Ober-hoheit der protestantischen Kirche. Dem ersteren Mißstande kann die Gesetzge-bung kaum abhelfen, ohne die Eigentumsrechte Einzelner zu verletzen; diese Frage ist daher mehr eine moralische als politische; doch dem Katholizismus vermag der Staat seine ursprünglichen Rechte wiederzugeben, und so lange er dies nicht thut, kann er Irland überwinden, es ersticken und zertreten, doch ihm keinen Frieden geben.

(R. d. d. M.)

Ostindien.

Prabodha-Chandrodaya, oder die Geburt des Begriffs.

Ein Indisches Drama.

(Fortsetzung.)

Im dritten Akte erscheint nun die Ruhe mit der Mitleidigkeit; erstere weint und klagt, daß sie ihre Mutter, die Religion, verloren und vergeblich an heiligen Stätten gesucht habe. Sie beschließen darauf, beide in die Häuser der Keger zu gehen, um sie dort aufzusuchen. Wie sie noch im Gespräch begriffen sind, erscheint ein Digambara, welchen die Mitleidigkeit anfänglich für einen Riesen hält.^{*)} Er tritt sogleich mit dem ersten Grundsatz seiner Religion auf, daß nämlich die Seele wie eine Lampe in dem Hause des Körpers zu betrachten sey. Das Wesen derselben wird aber nur durch Verehrung der Heiligen erkannt (deren diese Sekte vierundzwanzig hat), und dies prägt er deshalb besonders den Laien oder Crāvanas ein und ruft zu seinem Beistande die Religion herbei, die in einem dem seinigen gleichen Aufzuge erscheint. Die Ruhe fällt bei dem Anblick derselben in Ohnmacht, erhebt sich aber wieder, als ihr Mitleidigkeit sagt, daß es auch bei den Kegern eine Religion gebe, diese aber die Tochter der Sünde und nicht, wie ihre Mutter, die der Wahrheit sey. Sie gehen daher zu den Buddhisten, um die wahre Religion dort zu suchen. Hier erblicken sie einen Buddhistenbittler mit einem Buche in der Hand, der die Lehre des Buddha preist und seine Religion anruft, daß sie erscheinen möge und die Gläubigen und Bettler umfassen. Auch diese wird, als sie sich zeigt, von der Ruhe als eine Tochter der Sünde erkannt. Nun tritt ein Kapanaka auf (zur Sekte der Gaina's und zwar der Digambaras gehörig). Ihm ist die Zeit die höchste Gottheit; er ist sehr kampflustig und läßt sich mit dem Bud-dhisten in einen Streit ein:

Kapanaka. Du Buddhist da, komm zu mir! Ich will dich etwas fragen.

Buddhist. Du koboldgestaltiger Schurke! Wie wagst du es, so zu sprechen?

Kap. Thor, werde nur nicht böse, meine Frage bezieht sich auf die heiligen Bücher.

Buddh. Dummkopf von Kapanaka! Die heiligen Bücher kennst du auch? Doch ich will hören. Was fragst du?

Kap. Sprich! Um was willen hast du ein Gelübde auf dich genommen, da du doch nur kurze Zeit zu leben hast?

Buddh. Wisse, Thor! Einer von unserem Stamme, der Zeichen der Gelehrsamkeit an sich trägt und seine Kleider zerrissen hat, wird befreit von der Wiedergeburt.

Kap. Du Narr! Wenn jemals einer selig werden sollte, wie würde er dir helfen können, da du jetzt schon verloren bist? Ich will dich weiter fragen. Wer hat diese Gebote gegeben?

Buddh. Der allwissende, heilige Buddha.

Kap. Woher weist du, daß Buddha allwissend ist?

Buddh. Gottloser! In seinen Schriften steht es.

^{*)} Die Digambara's gehören zur Gainsekte, die in die beiden Haupt-Abtheilungen der Digambara's und Gostambara's zerfällt; jene gingen ursprünglich nackt, was auch der Name besagt, etwa: der in Lust gekleidete, später nahmen sie farbige Kleider an, die sie nur während der Mahlzeit ablegten; diese tragen weiße (svata) Kleider. Beide zerfallen in geistliche und Laienerden oder in Jatis und Crāvanas. Zu jenen gehört der hier auf-tretende, der sich zugleich mit Beschwören und dergleichen Dingen abgibt und als ein Be-träger erscheint.

Kap. Du Kluger! Wenn er allwissend ist, weil er es selbst gesagt hat, dann bin ich es auch, denn ich weiß, daß du sammt deinem Vater und deinem Großvater bis zur siebenten Generation herauf ein Sklave bist.

Buddh. Du Schuft, der du den Roth der Teufel trägst! Ich ein Sklave?

Kap. Du sittenloser Mensch läufst ja den Dienerinnen des Klosters nach. U. s. w.

Nachher sucht der Kapanaka noch den Buddhisten zu bekehren, was ihm aber nicht gelingt, und es tritt nun ein Anhänger der Durgā, Gemahlin des Civa, und zwar von der Sekte der Kāpālita's, auf, mit dem er sich ebenfalls einläßt:

Kāpālita. Mein Schmund ist aus Menschenknochen gemacht, meine Wohnung ist der Kirchhof, aus Menschenschädeln esse ich und sehe mit Augen, welche die Salbe der Andacht gereinigt hat. Die Welt ist in sich verschieden, aber ununterschieden von dem höchsten Gotte.

Kapanaka. Der Mensch dort gehört zu den Kāpālitas; ich will an ihn eine Frage richten. (geht zu ihm) He, du Kāpālita, du Menschenknochenträger! Wie heißen deine Pflichten? Was ist dir Seligkeit?

Kāp. Du nichtwürdiger Kapanaka, höre unsere Pflichten! — Nach den Fasten trinken wir aus Brahmanenschädeln geistige Getränke, während wir Fleisch in Menge mit Hirn und Mark im Feuer opfern. Wir verehren den erhabenen Schreckensgott, indem wir ihm Menschenopfer darbringen und im Blute schwelgen, welches aus frischzerschnittenen, wohlgenährten Kehlen fließt.

Buddhist (hält sich die Ohren zu). Buddha, Buddha! Welch' schreckliche und gottlose Gebräuche!

Kap. Gina, Gina! Er ist bemitleidenswerth, denn ein furchtbarer Bösewicht hat ihn verführt.

Kāp. Du Schurke und Keger! Du Kahlkopf! (Chāndālagarteter*) Haar- ausraufer! Civa, der Gemahl der Bhavani, durch welchen die Welt entstanden ist, befehlt und vergebt, dessen Macht in den heiligen Büchern gelehrt wird, er ist ein Verräther! Ich werde darum die Bieksamkeit dieser Gebote zeigen. — Civa, Vishnu und die Ältesten und Besten der Götter bringe ich in meine Gewalt. Ich hemme den Lauf der Planeten auf ihrer lustigen Bahn. Wenn ich die Erde sammt Bergen und Städten mit Wasser gefüllt, so trinke ich es im Nu mit der Scherbe eines Topfes aus.

Kap. Dummkopf! Ich sage dir, man hat dir etwas vorgespiegelt und dich betrogen.

Kāp. Du Gottloser nennst wiederum den Höchsten einen Blendwerk- macher. Solche Bosheit darf nicht gebudelt werden.

Jetzt will er dem Kapanaka ans Leben, allein der sucht Zuflucht bei dem Buddhisten, welcher den Kāpālita besänftigt: dieser ruft nun auch seine Religion zum Beistand herbei, und sogleich zeigt sich die wahre Natur sowohl des Buddhisten als des Kapanaka. Auf des Kāpālita Bitte umfaßt seine Religion nämlich den Buddhisten, und der ruft, von Seligkeit trunken:

„O, wie reizend ist dieses Weib! Viele Witwen mit üppigem Busen habe ich aus Liebesgluth in meine Arme gedrückt, doch hundertmal suche ich jetzt den Buddhas, da ich einmal in den Umarmungen dieser Frau wirkliche Seligkeit empfinde! Ja, solch ein Lebenswandel ist heilig. Du, Anhänger des Civa, verdienst alle Hochachtung, denn deine Gebote sind verehrungswürdig. Ja, du Herrlicher! Für immer entsage ich den Lehren des Buddha, um in die Befehle des höchsten Gottes Civa einzugehen. Ich bin dein Schüler. Weihe mich in den Dienst des Civa ein.“

Eben so geht es darauf dem Kapanaka, der gleichfalls zum Civaismus übertritt: auch er fordert die Weihe.

Kāp. Segt euch! (Sie thun es. Er nimmt ein Gefäß und stellt sich, als ob er nachdenkt.)

Religion. Herr! Die Schale ist mit Wein gefüllt.

Kāp. (trinkt und giebt das Uebrige den Weibern). Trinkt diesen reinen Rektar- trank, denn er ist die Arznei des Lebens! Civa gab ihn, daß er löse die Bande des Irdischen. (Sie nehmen Anstand, zu trinken.)

Kap. Nach den Lehren des Civa darf man nicht Wein trinken.

Buddh. Wie darf ich Wein trinken, den der Kāpālita übrig gelassen hat?

Kāp. Was zauderst du, Religion! Nicht mit einem Male vernichtet man die Dummheit dieser Weiden. Sie denken, der Wein sey unrein, weil mein Mund ihn berührte. Gieb du ihn daher, nachdem du ihn durch den Honig meines Mundes gereinigt hast. Denn auch die Wallfahrer sagen, der Mund des Weibes sey immer rein.

Rel. Wie du befehlst. (Sie thun so.)

Buddh. Ich Glücklicher! (Er trinkt.) O, wie köstlich ist der Wein! Oft trank ich ihn mit Dirnen, wenn sie ihn übrig gelassen hatten und er lieblich wie die aufgeblühte Bakulablume roch; doch solchen Wein, wie er duftet nach dem Munde dieser Frau, erinnere ich mich niemals genossen zu haben. Ist doch selbst der Götter Schaar lüstern nach diesem Göttertrank.

Kap. Buddhist, trinke nicht Alles aus! laß sich auch von dem Weine schmecken, der mit dem Mundsaft der Holden vermischt ist! (Der Buddhist giebt ihm die Schale.) O, wie lieblich ist der Wein! Wie herrlich ist sein Geschmack, sein Geruch, sein Duft! Zu lange, wahrlich, habe ich den Geboten des Civa Folge geleistet; doch jetzt bin ich durch diesen Trank enttäuscht. He, Brüderchen! Mein Körper dreht sich in die Runde; ich werde mich schlafen legen.

*) Chāndālak, Name der niedrigsten, unreinen Klasse der Indier.

Buddh. Das wollen wir thun. (Sie thun es.)

Kāp. Nun, Thenerke! Diese beiden Knechte haben wir um einen Spott- preis erkaufte. Laß mich auch mit dir tanzen. (Sie tanzen.)

Auch der Buddhist und der Kapanaka beginnen jetzt zu tanzen, und der Letztere bringt endlich heraus, daß sie jetzt alle Drei Diener der Irrthums seien; daher beschließen sie, die Religion, Tochter des Rechtes (die wahre), gefangen zu nehmen. Der Kapanaka berichtet, daß sie mit der Vishnuverehrung gepaart in der Brust der Tugendhaften wohne, und Ruhe und Mitleid eilen nun da- von, den Entschluß dieser Freoler der Vishnuverehrung mitzutheilen.

Im vierten Akte tritt die wahre Religion mit der Freundschaft auf und schildert das Entsetzen, das sie noch vor der Schreckensgöttin Durgā empfinde, der sie eben entronnen ist. Die Freundschaft tröstet sie aber, indem sie sagt, daß die Macht jener Göttin bereits durch Vishnuverehrung gebrochen sey. Religion erzählt nun auch, wie die Schreckensgöttin ihr noch, als sie sie ent- ließ, gesagt habe, daß sie den gottlosen Irrthum (den Atheismus), weil er sie verachtet, ganz und gar vernichten und zum Entstehen des Begriffs hülfreiche Hand reichen wolle. Sie geht darauf ab zum König Verstand, um ihm diese Nachricht zu bringen. Jetzt tritt dieser auf und klagt über das Unheil, welches der Irrthum angerichtet hat, der aus Unverstand und unrichtiger Erkenntniß entsteht; um diese zu bannen, ist es zunächst nöthig, den ersten Helden des Irr- thums, den Rāma (Liebe, Begierde), zu besiegen, und zum Kampfe mit diesem erseht der Verstand das gründliche Urtheil, welches er von der Schriftgelehr- samkeit oder der Bedakunde herbeirufen läßt. Es erscheint und eifert gegen den Rāma, der die Welt ins Verderben führe. Vom Verstand gefragt, wie es seinen Gegner vernichten wolle, antwortet es, „daß es den Eingang fest vor dem Herumschleichen der Sehnsucht und dem Anblicke der Frauen ver- schließen und stets an Alterschwäche und Häßlichkeit erinnern wolle.“ — Dar- auf läßt der Verstand die Gebuld rufen, daß sie den Jörn besiege; auf seine Frage, wie sie es thun wolle, antwortet sie:

„Dem Jörnigen begegne ich mit lächelndem Gesichte, dem Besessenen mit milder Rede, dem Scheltenden mit Worten der Versöhnung, dem Schlagenden suche ich die bösen Gedanken zu zerstreuen. Wehe den Menschen, die sich nicht zügeln können; ein großes unabwendbares Unheil ist ihnen von Gott gesandt. So spreche ich; und sollte dann noch Jörn entstehen, wenn die Seele sich zum Mitgeföhle neigt!“

Darauf wird auch die Genügsamkeit gerufen, um den Geiz zu besiegen, und es tritt endlich ein Bote auf, welcher dem König meldet, daß die Auspizien günstig seyen und die vom Astrologen bezeichnete Stunde des Ausbruchs da sey. Es geht zum Kampf, und der Wagenlenker des Königs zeigt ihm von ferne die heilige Stadt Benares, deren Herrlichkeit er preist. Rāma, Jörn, Geiz und ihre Verbündeten fliehen, sobald sie nur den Verstand erblicken, und dieser tritt in den Tempel des Vishnu, zu dem er betet, daß er den Begriff zur Vertilgung des Irrthums möge entstehen lassen.

Die Vishnuverehrung hat aber indessen, um nicht Zeuge des Kampfes zu seyn, Benares verlassen und ist nach dem dem Vishnu geheiligten Cāla- grāma gegangen; sie hat jedoch der Religion den Auftrag gegeben, ihr über den Ausgang der Schlacht Bericht zu erstatten, und diese erscheint jetzt im fünften Akte bei ihr, um sich des Auftrages zu entledigen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Bibliographisches. Von Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist eine Englische Uebersetzung von David Davison angekündigt. Letzterer hat, wie er versichert, unter den Augen Schlosser's seine Arbeit vollendet und der Deutsche Historiker hat für die Engländer eine besondere Einleitung geschrieben. Es bildet die literarische Abtheilung dieser Geschichte zwei Bände der „Foreign Library“, die jetzt bei Chapman u. Hall in London erscheint.

— Wissenschaftlicher Kongreß in Cork. Trotz der in Irland herrschenden Repeal-Aufregung wird doch der diesjährige wissenschaftliche Kongreß der Britischen Naturforscher in Cork stattfinden. Man zweifelt nicht, daß O'Connell die Arbeiten der Wissenschaft respektiren und auch seine ge- lehrten Freunde in dieses vereinigte Großbritanisch-Irlandische Parlament schiden werde, obwohl er selbst es verschmäht hat, seinen Platz in diesem Jahre wie gewöhnlich im Unterhause zu London einzunehmen, wo sein Einfluß im Vergleiche zu der ihm gegenüberstehenden ministeriellen Majorität zu gering ist, als daß er auf irgend einen Erfolg hoffen könnte, während in Irland die ihm und seinen Bestrebungen zu gut kommende Repeal-Rente mit jeder Woche wächst.

— Allen ausgezeichneten Schriftstellern zu wünschen. Washington Irving soll ein sehr bedeutendes Vermögen geerbt haben, und zwar von einem Amerikanischen Quäker, der ihn persönlich gar nicht gekannt und der ihm seine Schätze aus Achtung vor dem Charakter und dem litera- rischen Rufe seines Landsmannes vermacht hat. Es wird hinzugefügt, daß Herr Irving seine Stelle als Amerikanischer Gesandter in Madrid aufgeben wolle — ob, weil er ein reicher Mann geworden, wird nicht gesagt, doch wünschen wir, es sey ungegründet, daß, wie versichert wird, seine Gesund- heit in der Spanischen Hauptstadt sehr gelitten habe.